

Jan Fuhse  
Sophie Mützel (Hrsg.)

# Relationale Soziologie

Zur kulturellen Wende  
der Netzwerkforschung



VS Verlag für Sozialwissenschaften

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16772-5

VS Verlag für Sozialwissenschaften

## Grenzen und Relationen

*Athanasios Karafillidis*

„To ‚be‘ means *to be related*. To be related involves multi-dimensional *order* and results in *structure*.“  
(*Korzybski 1994 [1933]: 161; Hervorhebungen im Original*)

Wer über Grenzen spricht, muss auch über Relationen sprechen. Neuere Untersuchungen zu sozialen Grenzen aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln bestätigen diese Annahme.<sup>1</sup> Für eine „relationale Soziologie“ ist sie sogar programmatisch, denn unter dieser Bezeichnung versammeln sich seit einiger Zeit Versuche, empirische Gegebenheiten gleich welcher Art als Netzwerke von Relationen zu beschreiben (Emirbayer 1997; Wellman 1988). Insofern mahnt das Adjektiv „relational“ nicht einfach an, dass die Soziologie außer Handlungen, Akteuren, Normen, Rollen oder Institutionen nun auch Relationen beachten müsse. Vielmehr macht es darauf aufmerksam, dass prinzipiell keine soziale Einheit als selbstverständlich hingenommen werden kann und deshalb alle interessierenden Phänomene, also auch Handlungen, Akteure, Normen, Rollen oder Institutionen, als Effekte einer bestimmten Relationierung von Relationen begriffen werden müssen. Der primäre Fokus liegt dann nicht mehr auf Subjekten und Objekten oder auf Akteuren und Intentionen, sondern auf Relationen. Das verändert zwangsläufig unsere Sicht auf die soziale Welt und dementsprechend auch auf das, was wir unter sozialen Grenzen verstehen. Aber weitaus schwerer wiegt der Umstand, dass sich durch diese Umstellung auch die Möglichkeiten der soziologischen Theoriebildung verändern. Nicht nur jede soziale Einheit und jedes Phänomen stehen auf dem Prüfstand, sondern auch die Formen ihrer begrifflichen und theoretischen Erfassung. Es werden mitunter andere Grundbegriffe erforderlich. Da eine relationale Herangehensweise in erster Linie von einer Verwunderung darüber lebt, wie distinkte Identitäten, begrenzte soziale Bereiche und abgegrenzte Sinndomänen aus Netzwerken von Relationen heraus entstehen (Emirbayer 1997: 303 f.), rückt die Frage in den Mittelpunkt, wie unterscheidbare Einheiten empirisch entstehen. Der Begriff der Relation verweist also grundlegend und immer auf Grenzfragen. Das ist die wahrscheinlich auffälligste Konsequenz einer relationalen Problemstellung: Grenzen sind sowohl Forschungsgegenstand als auch Begriff. Wer über Relationen spricht, muss auch über Grenzen sprechen.

Diese Problemlage mündet in die These, dass etwas nur dann relationiert sein kann, wenn das, was relationiert wird (seien es nun Identitäten, Rollen, Akteure, Personen, Handlungen oder was auch immer), gegeneinander abgegrenzt ist – sonst würden Rela-

---

1 Siehe zum Beispiel Abbott 1995; Alexander 2007; Beck/Lau 2004; Eig Müller/Vobruba 2006; Lamont/Molnár 2002; Lindemann 2009; Nippert-Eng 2005; Smith 2007; Tilly 1998, 2005 und Zerubavel 1991.

tionen weder theoretisch noch empirisch Sinn „machen“. Das gilt auch ganz unabhängig vom Typ der jeweiligen Relation. Ob professionelle, ungleiche, intime, gesellige, verwandtschaftliche, spielerische, feindliche, konkurrierende oder industrielle Beziehungen: Möglichkeiten der Relationierung existieren nur, weil es Grenzen gibt. Eine relationale Soziologie bleibt ohne Grenzbegriff unvollständig.

Vor dem Hintergrund dieser These versucht der Text vor allem zwei miteinander verknüpfte Dinge zu leisten: eine formalistische Beweisführung zum grundbegrifflichen Status von Grenzen und eine empirische Beobachtungsanweisung für das Aufspüren und Nachzeichnen von Grenzen. Zunächst bedarf es einer theoretischen Grundlage und Argumentation, weshalb ein relationales Vorgehen gleichsam unvermeidlich auch einen Begriff der Grenze entwickeln und mitführen muss. Aus diesem Grund wird eine theoretische Spur verfolgt und, falls nötig, auch gelegt, die es rechtfertigt, Grenzen in der Soziologie als Grundbegriff zu verstehen.<sup>2</sup> Grenzen (beziehungsweise Grenzziehung) sind nicht bloß ein abgeleitetes soziales Phänomen, sondern liegen jeder Praxis und jedem Verständnis des Sozialen zu Grunde. Wir werden Grenzen deshalb mit Hilfe einer Theorie der Unterscheidung von allen Bezügen auf irgendwelche abzugrenzenden Einheiten lösen, um den Blick auf Grenzziehung selbst frei zu legen und zu einem einfachen Formalismus zu gelangen, der nicht nur ihren Zusammenhang mit Relationierung deutlich macht, sondern darüber hinaus weitere Forschung anleiten kann.

Anschließend wird geschaut, inwiefern sich damit auch Grundlagen für eine soziologische Theorie der Grenze erarbeiten lassen, die es ermöglichen, das Phänomen sozialer Grenzen differenziert zu erfassen und untersuchen zu können. Die Soziologie hat die Entwicklung eines Grenzbegriffs bislang stark vernachlässigt, obwohl die Anregungen von Georg Simmel (1992: 694 ff.; 1999: 212 ff.) Anlass genug hätten sein können, sich eingehender damit zu beschäftigen.<sup>3</sup> Zwar nimmt die Anzahl der Veröffentlichungen seit Kurzem zu.<sup>4</sup> Aber diese Untersuchungen laufen sehr oft auf eine Beschreibung der *Effekte* von Grenzen hinaus, also beispielsweise auf Identitätsbildung, Strukturierung des Raums, Territorien, Ungleichheiten, Personen, Inklusion, Exklusion, Geschlecht oder ethnische Abgrenzung. Dabei wird versäumt, grundlegend in Erfahrung zu brin-

2 Ausgangspunkt ist zwar die Problemstellung einer wie auch immer verstandenen „relationalen Soziologie“, aber es gibt keinen Grund, diese Überlegungen darauf zu beschränken. Der Anspruch dieser Forschungsrichtung zielt ohnehin darauf ab, einen Beitrag zur Entwicklung der Soziologie insgesamt zu leisten. Sie ist keinesfalls bloß spezielle Soziologie. Aber ganz davon abgesehen: ist soziologische Theorie in ihren anspruchsvollsten Momenten nicht immer schon relational vorgegangen?

3 *Explizite* Auseinandersetzungen der allgemeinen Soziologie mit Grenzen sind nicht leicht auszumachen und finden sich noch immer recht selten. Nach Simmel lassen sich bis in die 1990er Jahre hinein eigentlich nur Thomas Luckmann (1970), Niklas Luhmann (1975, 1984) und Raimondo Strassoldo (1982) nennen. Entweder man konsultiert speziellere Bereiche, wie zum Beispiel die Organisationssoziologie (darauf kommen wir zurück), oder man muss sich an Disziplinen wie die Ethnologie wenden, wo sich in Bezug auf Grenzen sehr interessante Untersuchungen und Anregungen finden – auch bezüglich der im weiteren Verlauf zu bestimmenden Unterscheidung von Koppeln und Entkoppeln (vgl. Barth 1969; Douglas 2002; Leach 1976; Turner 1977).

4 Siehe die Literatur in Fußnote 1.

gen, wie Grenzen selbst beschaffen sind, wenn sie denn derartige Phänomene erzeugen. Hinzu kommt das Problem, dass Grenzen meist als einfache Trennstriche ohne eigene Dimension konzipiert werden. Sie werden gleichsam als feine Linien betrachtet, die mal rigide institutionalisiert, mal durchlässig, mal flexibel sind, jedoch selbst keine Ausdehnung haben. So fällt der Blick vornehmlich auf die eine oder andere Seite der Grenze (wer gehört dazu und wer nicht?), auf entsprechende Sortiermechanismen und auf Beziehungen, die „über“ eine Grenze hinweg entstehen. Doch die Grenze selbst bleibt dabei meist unterbelichtet.

Um genau beschreiben (und wenn man so will: erklären) zu können, wie es im Zusammenhang mit Grenzen zu den genannten und weiteren sozialen Effekten kommt, ist es entscheidend herauszufinden, wie Grenzen gebaut sind, wie sie gleichsam aussehen, welche empirische Gestalt, oder besser: Form, sie haben. Ein erster Vorschlag in diese Richtung wird lauten, dass Grenzen als Netzwerke begriffen werden können – aber auch jedes Netzwerk als Grenze. Die Beobachtungsanweisung lautet entsprechend: *Beobachte Grenzen als Netzwerke und Netzwerke als Grenzen*. Diese zunächst kontraphänomenologische Aufforderung gründet sich auf eine Sichtung der entsprechenden soziologischen Literatur, in der sowohl Grenzen als auch Netzwerke unabhängig voneinander durch die Unterscheidung von Kopplung und Entkopplung beschrieben werden. Mit anderen Worten wird die Oszillation zwischen Entkopplung und Kopplung als generativer Mechanismus verstanden, der sie jeweils als *Sinnstrukturen* kennzeichnet und hervorbringt (Karafillidis 2009). Gerade in Bezug auf Netzwerke ist dieses Verständnis als Sinnzusammenhang zunächst ungewöhnlich. Aber es ist genau dieser Gedanke, der schon längst die theoretische Diskussion bestimmt (Fuhse 2009). Man muss sich allerdings davor hüten, daraus zu schließen, dass ein solcher Netzwerkbegriff Netzwerke dazu verdammt, „nur“ symbolischer Natur zu sein. Auf diese Idee kommt man nur, wenn man die in der amerikanischen Soziologie gängige, und in der Netzwerktheorie zum Teil noch immer gepflegte, Unterscheidung von sozialen und kulturellen Phänomenen (und Theorien) beibehält. Die soziale Welt ist aber nicht per se in verschiedene Ebenen unterteilt und auch nicht in soziale und kulturelle Phänomene.<sup>5</sup> Harrison White versucht bereits seit geraumer Zeit, diese von ihm selbst lange reproduzierte analytische Trennung zu überwinden, zum Beispiel durch den aus „network“ und „domain“ gebildeten Begriff „netdom“ (White 1995) oder auch einfach durch die Bestimmung von Netzwerken als „networks of meaning“ (White 1992: 67). Und für Stephan Fuchs sind Netzwerke nichts anderes als Netzwerke sinnhafter Unterscheidungen (2001b: 1 ff., 18 f.).<sup>6</sup>

5 Oder mit Stephan Fuchs: „The social is of one piece.“ (Fuchs 2001a: 31)

6 Es ist kein Zufall, wenn einem hier die Systemtheorie mit ihrer Konzeption und Diskussion von Sinn-  
grenzen in den Sinn kommt (siehe grundlegend insbesondere Luhmann 1984: 34 ff. und 242 ff.) – zu-  
mal sich Stephan Fuchs selbst dort bedient. Das Problem der Grenze könnte sich sogar als eine ge-  
meinsame Problemstellung von System- und Netzwerktheorie erweisen, die notwendig ist, wenn denn  
kontrollierte Versuche der wechselseitigen Bezugnahme oder gar Verknüpfung möglich sein sollen.  
Systemtheoretische Überlegungen zu Grenzen laufen im Folgenden allerdings nur im Hintergrund

Schon diese sehr kurzen Hinweise zum Stand der Theorieentwicklung machen einen wichtigen Punkt deutlich, ohne den die folgende Argumentation leicht missverstanden werden kann: Die Bemühungen um eine Netzwerk*theorie* – wozu die Arbeiten von Harrison White (1992, 2008) genauso zählen wie die von Andrew Abbott (2001a, 2001b), Stephan Fuchs (2001b) oder Bruno Latour (2007) (wohl wissend, dass diese Forscher sich wahrscheinlich eher ungern derart zusammenfassen lassen) – haben sich von netzwerkanalytischen Fragen der Datenerhebung und dem Problem der Begrenzung des Forschungsgegenstands längst entkoppelt. Während die Netzwerk*theorie* mit dem Problem der Grenzziehung ringt, hat die Netzwerk*analyse* es auf ihre Weise ausreichend im Griff – was die Fülle an entsprechenden Studien und Lehrbüchern eindrucksvoll belegt. Man kann freilich immer noch bessere Lösungen für netzwerkanalytische Grenzziehungsprobleme zu finden versuchen, aber hier ist die Problemstellung eine andere. Es geht nicht um eine methodische Technik, mit der die Grenzen des Untersuchungsgegenstands objektiv, reliabel und valide bestimmt werden können. Es geht vielmehr darum, das theoretische Profil einer relationalen Soziologie zu schärfen und dabei Ansatzpunkte für die Arbeit an einer Theorie der Grenze zu gewinnen.

### Drei Einschränkungen

Um die zentralen theoretischen Ideen aus der Literatur zu sozialen Grenzen herauszuarbeiten, nehme ich drei Einschränkungen vor. Sie dienen als eine Art Filter, der die in der Literatur bereits vorhandenen Säulen für eine Theorie sozialer Grenzen sichtbar macht. Sie klammern ferner diejenigen Beschäftigungsfelder der Grenzforschung ein, die unsere Aufmerksamkeit vom eigentlichen Thema, nämlich der Unterscheidung von Grenzen und Relationen, abziehen. Und zugleich liefern sie auch eine Beschreibung der Grenzen dieses Texts in Bezug auf die Forschung zu Relationen, Grenzen und Netzwerken, indem sie gleichsam die Form seiner Selektivität freilegen.

Meine erste und zentrale Einschränkung besteht darin, nur solche Überlegungen aufzugreifen und zu diskutieren, die auf Theorie abzielen und sich *explizit* mit Grenzen befassen. Das erweist sich als hilfreich, weil zahlreiche soziologische Studien zu Grenzen sehr spezifische Fälle untersuchen und sich dabei zudem vornehmlich mit Fragen der Identität beschäftigen.<sup>7</sup> Sicher geht die Entstehung von Identitäten mit einer Setzung und Etablierung von Grenzen einher, so dass jede Identität als Indikator einer Grenze gelten kann. Dennoch unterscheiden sich Identitäten und Grenzen, weil eine Grenze immer mindestens zwei Identitäten erzeugt, die sich auf der einen und anderen Seite der Grenze bilden und adressiert werden können. Ihre Unterscheidung ist auch deshalb wichtig, weil man die Frage nach der Identität einer Grenze stellen können muss, was nicht mög-

---

mit. Etwas ausführlicher zum Zusammenhang von Sinn, Unterscheidung und Netzwerk Karafillidis, in Vorb.

7 Siehe Tilly 2004: 213 f., vor allem auch die dort aufgeführte Literatur.

lich ist, wenn man eine Grenze nur als zwischen Identitäten verlaufende oder Identitäten umschließende Linie begreift. Solche Vorstellungen von Grenzen folgen letzten Endes dem Vorbild räumlicher Grenzen, von dem man sich jedoch lösen muss, wenn man sich ein Bild von der Eigentümlichkeit sozialer Grenzen machen möchte.

Die zweite Einschränkung besteht darin, Probleme der Grenzspezifikation im Rahmen der Sozialforschung und ihrer Datenerhebung auszuschließen.<sup>8</sup> Zum Zwecke der Datenerhebung wird zumeist vernachlässigt, dass Grenzen kontextabhängig, zeitlich variabel und abhängig vom jeweiligen Beobachter sind. Man geht stattdessen einfach davon aus, dass Grenzen um Gruppen von Individuen herum verlaufen. Es besteht kein Zweifel daran, dass dies womöglich der einzig gangbare Weg ist, wenn es darum geht, die üblichen Instrumente der Sozialforschung zum Einsatz zu bringen. Aber dabei wird das Problem verdeckt, wie Grenzen in bestimmten Momenten spezifiziert und empirisch reproduziert werden. Mit irgendwelchen vorausgesetzten Knoten eines Netzwerks zu beginnen (Individuen, Organisationen etc.), verpasst zudem den entscheidenden Punkt eines relationalen Vorgehens, nämlich die Verbindungen nachzuzeichnen, die zur Knotenbildung führen (White 1992, 2008).

Die dritte Einschränkung ist allgemeiner Art und betrifft die Konzentration auf Annahmen, die *Selbstreferenz* zulassen (Luhmann 1984: 593 ff. und passim, 1997: 1128 ff.; Platt 1989; Varela 1975). Das bedeutet, dass es möglich sein muss, die Konstitution von Relationen, Grenzen und Netzwerken auf ebensolche Relationen, Grenzen und Netzwerke zurückführen zu können. Andernfalls hätten wir es hierbei nicht mit grundlegenden beziehungsweise paradigmatischen (Merton 1968: 69 ff.), sondern allenfalls mit abgeleiteten Begriffen zu tun. Das bedeutet, dass man Fragen nach Ursachen und Wirkungen nur noch nachrangig stellt und sich in erster Linie Phänomenen und Problemen der Reflexivität und Rekursivität widmet. Der Vorteil liegt nicht zuletzt darin, dass selbstreferentielle Überlegungen uns daran erinnern, dass Forschung selbst von der Setzung, Akzeptanz und vielleicht sogar Verteidigung von Grenzen abhängig ist. Das bringt uns näher an den Kern des Prozessierens von Grenzen, weil es zunächst nicht darum geht, spezifische Grenzen dieser oder jener Gruppe zu untersuchen, sondern die Selbstähnlichkeit und Verteiltheit (Abbott 2001a; White 1992: 3 ff.) gesellschaftlicher Grenzen zu erfassen. Das schließt es nicht aus, Grenzen zu untersuchen, die nicht unsere eigenen sind. Aber eine soziologische Theorie der Grenze muss die Behandlung fremder wie auch eigener Grenzen umfassen.

---

8 Siehe zum Umgang mit dem Problem der Grenzziehung bei der Erhebung relationaler Daten Knoke/Yang (2008), Laumann/Marsden/Prensky (1983), Scott (2000) und Wassermann/Faust (1994).

## Grenzen als Ereignisse

Ohne Grenzen und ihre Überschreitung wäre soziale Ordnung nicht möglich.<sup>9</sup> Grenzen sorgen für ein Erkennen und Nachvollziehen regelmäßiger Muster und Abläufe und sind eine zentrale Form der Erzeugung und Bewältigung von Unsicherheit und Kontingenz. In diesem Sinne sind Grenzen grundlegend für jeden sozialen Prozess, schon weil es nicht möglich ist, keinerlei Unterscheidung zu treffen (Abbott 2007: 96; Baecker 2005; Bourdieu 1982; Lamont/Fournier 1992; Luhmann 1997; Simmel 1989: 137; Zerubavel 1991).<sup>10</sup> So gesehen kommen Grenzziehungen ohne Zweifel in jeder Situation vor. Irgendeine soziale Limitierung (und sei es die Situation selbst) ist in jeder Kommunikation und Handlung präsent. Doch meist fällt das nicht auf, weil Grenzen einfach selbstverständlich mitlaufen. Sie werden nur in Ausnahmefällen thematisiert und müssen daher dem zugerechnet werden, was Metakommunikation genannt wird.<sup>11</sup> In der Sprache der Ethnomethodologie ausgedrückt, könnte man auch sagen, dass Grenzen zu einem „shared agreement“ gehören, von dem Harold Garfinkel (1967: 3 ff.) behauptet, dass darüber fortwährend berichtet wird, ohne es ausdrücklich erwähnen zu müssen. Grenzen sind also immer präsent, bleiben aber oftmals unerkannt und verschieben sich schnell wieder, falls sich keine Absicherungen finden, die sie reproduzieren und dadurch dauerhaft erhalten. Meist sind es genau solche aufrechterhaltene und verteidigte Grenzen – wie beispielsweise Grenzen der Ethnie, einer Organisation, des Geschlechts oder eines Territoriums – die sozial sichtbar sind, das heißt auch im Alltag in irgendeiner Form ausdrücklich als Grenzen beobachtet werden. Trotzdem sollte die Grenzforschung sich nicht nur auf solche handfesten und offensichtlichen Grenzen beschränken. Vielmehr müssen wir unseren Blick für Grenzen stärker verfeinern, um sehen zu können, dass Grenzen auch dann maßgebend sind, wenn sie gar nicht thematisiert werden.

Aber wie lässt sich das erreichen? Der erste Schritt besteht in einer Sensibilisierung dafür, dass Grenzziehung sich ereignishaft vollzieht.<sup>12</sup> Grenzen sind immer *gegenwärtig* gezogene Grenzen. Wie alles andere, was in die Welt kommt, muss auch eine Grenze in

9 Glaubt man Georg Simmel (1999: 212 ff.), ist die Differenz von Grenzziehung und Grenzüberschreitung sogar konstitutiv für jegliches Leben.

10 Nachweise für die Tatsache, dass das Treffen einer Unterscheidung eine basale kognitive Operation ist, liefern auch die Kognitionswissenschaften, insbesondere die biologische Epistemologie und die Kybernetik zweiter Ordnung (vgl. Bateson 2000; von Foerster 1981; Glanville 1990; Maturana 1981; Varela 1979). Dass und wie das Treffen einer Unterscheidung mit Grenzsetzung zu tun hat, werden wir anschließend mit Hilfe von Andrew Abbott (1995) und George Spencer-Brown (1994) zeigen.

11 Jede Kommunikation wird durch Metakommunikation begleitet. Beispielsweise ist die Nachricht „Das ist ein Spiel“ eine Metakommunikation, die bei einem Spiel stets mitläuft, obwohl sie nicht explizit mitgeteilt wird (Ruesch/Bateson 1987: 203 ff).

12 Sofern die Welt eine Welt von Ereignissen ist, wie George Herbert Mead (2002) bereits vor über siebenzig Jahren überzeugend argumentiert hat, dann muss das auch für Grenzen gelten, weil sie ebenfalls zu dieser Welt gehören. Diese temporalisierte, ereignisbasierte Sicht auf soziale Phänomene wird unter anderem von Andrew Abbott (2001b) vertreten und findet sich in all ihrer Radikalität vor allem bei Niklas Luhmann (1984).



einem bestimmten Moment von einem bestimmten Beobachter in einem bestimmten Kontext aktualisiert werden. Eine Konsequenz daraus ist, dass jede Operation der Abgrenzung zunächst einmal keine Dauer hat.<sup>13</sup> Jede Grenzziehung ist ein Ereignis in der Gegenwart und es bleibt zunächst offen, ob eine intendierte Abgrenzung in einer Situation überhaupt aufgegriffen und zum Gegenstand weiterer Kommunikation gemacht wird.

Diese Perspektive auf Grenzen eröffnet uns die Möglichkeit, sie auf einer mikrologischen Ebene zu beobachten, insofern „mikro“ nicht einen Bezug auf Individuen oder Akteure, sondern auf Operationen meint – was soziologisch zumeist bedeutet: auf Handlung und/oder Kommunikation (Baecker 2005; Luhmann 1984). Das hat für unser Vorhaben wichtige Implikationen. Erstens wird damit eine robuste empirische Grundlage geschaffen, weil Operationen die sachlich, sozial und zeitlich kleinstmöglichen Einheiten sind, die ein *Beobachter* registrieren kann. Nichts ist empirisch gewisser, als dass sich irgendetwas ereignen muss, wenn irgendetwas beobachtbar sein soll. Wirklich ist nur die sich in einem Moment ereignende, selbst nicht Zeit in Anspruch nehmende Gegenwart (Simmel 1999: 218 ff.). Das schließt vergangene und zukünftige Ereignisse mit ein, denn auch sie können nur gegenwärtig markiert werden. Zweitens kommen Operationen nie als singuläre Ereignisse vor, weil es immer zumindest einer weiteren Operation bedarf, um eine vorherige Operation als Operation zu beobachten und jede Operation auf andere mögliche Operationen vorausweist. Daher ist „Operation“ nichts anderes als eine Einheitsbezeichnung für ein *ereignishaftes Element-in-Relation*.<sup>14</sup> Und drittens wird dadurch eine skalenunabhängige Untersuchung möglich, die überdies von Beginn an hochempfindlich für die Dynamik des Problems ist. Grenzen von Interaktionen, Rollen, Status, Personen, Berufen, Professionen, Organisationen und Märkten oder auch von Bereichen wie Wissenschaft, Politik, Wirtschaft oder Religion reproduzieren sich selbstähnlich, das heißt sie müssen sich empirisch stets sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene realisieren. Die Dynamik bleibt dabei schließlich im Blick, weil jede dieser Grenzen als ein Phänomen verstanden wird, das, wenn es denn als Grenze sichtbar und wirksam werden soll, in einem bestimmten Moment operativ aktualisiert und situiert werden muss, ohne zu wissen, ob das im nächsten Moment auch so bleibt.

Diese operative, ereignishaft Sicht steckt auch in der Unterscheidung von sozialen und symbolischen Grenzen, die Michèle Lamont und Virág Molnár (2002) auf Basis einer umfangreichen Sichtung der Grenzforschung vorschlagen. Unter sozialen Grenzen

---

13 Das Problem ist dann nicht, wie rigide Grenzen überwunden oder durchschritten werden können, was den Blick wieder von ihnen ablenken würde, sondern unter welchen Bedingungen und in welcher Form sie Moment für Moment reproduziert werden. Es ist die Stabilität und Eindeutigkeit einer Grenze, die erklärungsbedürftig ist.

14 Deswegen ist auch die Systemtheorie, die für ihre Beobachtung von Operationen bekannt ist, tatsächlich eine grundlegend relationale Theorie, auch wenn sie nicht im Rahmen dieses Ausdrucks gehandelt wird (siehe jedoch Emirbayer 1997: 288, Fn. 9). Abgesehen davon zielt die *Differenz* von System und Umwelt immer schon auf die Frage ihrer Relationierung ab. Siehe in Bezug auf Relationen bereits Bateson/Bateson (1993) und für die soziologische Systemtheorie insbesondere Luhmann (1984, 1997).

verstehen sie den ungleichen Zugang zu (und die ungleiche Verteilung von) Ressourcen und Gelegenheiten. Das sind für sie diejenigen Grenzen, die schwer zu modifizieren oder zu überwinden sind und die deshalb als beständig erscheinen. Beispielsweise wirken ethnische, geschlechtliche, nationale, klassenbedingte oder rassenbezogene Grenzen empirisch oftmals manifest und verhärtet. Sie sind mit anderen Worten institutionalisiert. Dagegen verstehen die Autoren unter symbolischen Grenzen jede begriffliche Unterscheidung, die für Zwecke der Kategorisierung oder Klassifikation verwendet wird. Eine symbolische Grenze ist also bereits dann im Spiel, wenn man Autos von Fahrrädern kategorial unterscheidet. Derartige Grenzen sind demgemäß flüchtig, aber auch allgegenwärtig, weil empirisch und praktisch in jedem Augenblick irgendwelche Unterscheidungen im Spiel sind. Es wäre jedoch ein Missverständnis, sie aufgrund dessen für weniger folgenreich und real zu halten als die so genannten „sozialen“ Grenzen. Ganz im Gegenteil. Weil jeder kognitive Akt, jede Kommunikation, jede Handlung von irgendeiner expliziten oder impliziten Unterscheidung abhängt, ist dieser Typ von Grenze offensichtlich fundamentaler. Man muss ihn überdies ereignishaft begreifen, weil solche Grenzen in einer Situation sowohl rasch (wenn auch nicht: willkürlich) gewechselt als auch miteinander kombiniert werden können. Jede Situation bringt symbolische Grenzen ins Spiel, um die Möglichkeit zu schaffen herauszufinden, was gerade abläuft. Oder wie Lamont und Molnár es ausdrücken (2002: 168): „They are tools by which individuals and groups struggle over and come to agree upon definitions of reality.“ Da eine solche Auseinandersetzung über Realitätsdefinitionen ein zentrales Charakteristikum von Situationen schlechthin ist, muss man davon ausgehen, dass irgendwelche symbolischen Grenzen stets mitlaufen. Das spricht nicht nur dafür, dass sie leicht wandelbar und verschiebbar sein müssen, sondern auch entschieden dafür, dass sie, und damit ist zugleich die große (semantische) Schwäche dieser Unterscheidung genannt, *soziale* Grenzen sein müssen, weil sie nur in Situationen (wo sonst?) wirksam werden können. An dieser Stelle kollabiert die Unterscheidung von symbolischen und sozialen Grenzen – zumindest ist es keine Unterscheidung, mit der man in der Grenzforschung beginnen kann, weil auch ganz unabhängig von der Frage der Benennung der gewählten Grenztypen etwas typologisiert wird, von dem man noch zu wenig weiß, als dass man es bereits in Typen kategorisieren könnte. Eine Typologie ist eben noch keine Theorie.

Dennoch ist der Punkt, auf den die beiden Autoren hinauswollen, in zweierlei Hinsicht fruchtbar. Erstens wird dadurch die Beobachtung von Machtbeziehungen ermöglicht, die mit dem Setzen, Aufrechterhalten und Verteidigen von Grenzen einhergehen. Anders gesagt ermöglicht die Idee hinter dieser Unterscheidung die Beobachtung von umkämpften Grenzen. Wie wird eine spontane, willkürlich gesetzte symbolische Grenze so dargestellt und abgesichert, dass sie als „soziale“ Grenze erscheint? Zweitens eignet sich die Unterscheidung für eine historische Beobachtung von Grenzen. Nur unter bestimmten Umständen werden symbolische Grenzen im Laufe der Zeit derart zwingend für Kommunikation, dass sie auch zu sozialen Grenzen im Sinne von Lamont und Molnár werden. Fasst man diese beiden Punkte zusammen, lässt sich sagen, dass diese

Unterscheidung die Beobachtung verschiedener Formen der Transformation von symbolischen in soziale Grenzen und ihrer verflochtenen Relationierung im Zeitverlauf ermöglicht. Das kommt einem Interesse an der Transformation von Ereignissen in (dauerhafte) Strukturen und der Suche nach entsprechenden empirischen Mechanismen dieser Transformation gleich. Dahinter steckt die für ein relationales Vorgehen typische Idee, dass jegliche Dauerhaftigkeit oder Stabilität empirisch durch eine bedingte Sequenz von ereignishaften Unterscheidungen reproduziert wird. Das ist das zentrale Problem, und Lamont und Molnár gebührt der Verdienst darauf hinzuweisen – was nichts daran ändert, dass diese Unterscheidung zum einen semantisch unglücklich gewählt ist und zum anderen auch nicht als Grundlage für eine Theorie der Grenze dienen kann.

Charles Tillys Abhandlung zu sozialen Grenzmechanismen präsentiert zwar eine andere Argumentation, versorgt uns aber ebenfalls mit Hinweisen darauf, dass es sinnvoll ist, Grenzen als Ereignisse zu betrachten (Tilly 2004). Ihm geht es vor allem darum, einen Wandel von Grenzen und die ihn auslösenden und konstituierenden Mechanismen zu untersuchen. Auf den zweiten Blick offenbart sich jedoch der Witz seiner Argumentation: ein Wandel von Grenzen ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Wenn eine Grenze kommunikativ gesetzt wird – und sie wird immer *kommunikativ* gesetzt, das heißt auch eine harsche körperliche, mithin auf Gewalt beruhende Handlung realisiert Kommunikation (Gambetta 2009: ix f.) – dann ist der Wandel, und damit die Unbeständigkeit, dieser Grenze automatisch mit eingebaut. Denn im nächsten Moment kann diese Grenze schon wieder überschritten und durch eine andere ersetzt werden. Das Setzen einer Grenze kommt geradezu einer Aufforderung gleich, sie zu überschreiten (Simmel 1999: 216 f.; Spencer-Brown 1994). Das wird deutlich, wenn man sich die von Tilly identifizierten Mechanismen des Grenzwandels genauer anschaut.<sup>15</sup> Jeder Mechanismus, den er nennt,<sup>16</sup> beschreibt eine in Raum und Zeit situierte Operation, die die Grenze erst hervorbringt, die sich dann wandelt. Wo hätte die Grenze vorher auch sein sollen? All diese Mechanismen lassen sich deshalb auf die Operation der *Aktivierung und Deaktivierung* von Grenzen reduzieren. Das ist ein im sozialen Leben alltägliches Phänomen. Grenzen, sogar die scheinbar dauerhaften wie Geschlecht oder Ethnizität, müssen schon aktiviert werden, wenn denn eine Chance bestehen soll, dass sich Identitäten daraufhin bilden, organisieren und wechselseitig kontrollieren, und zwar um den Preis, dass dafür zugleich andere Grenzen deaktiviert werden. Insofern Grenzen Sinn produzieren beziehungsweise ein Phänomen sind, das sich über sinnhafte Unterscheidungen konstituiert, kommt es auf Beobachter (Sozialdimension) und Kontexte (Sachdimensi-

15 Wie bereits angedeutet, unterscheidet Tilly Mechanismen, die einen Grenzwechsel auslösen von Mechanismen, die ihn konstituieren. An dieser Stelle kann diese Unterscheidung jedoch vernachlässigt werden, weil ich mich hier nicht für die Bestimmung von Kausalitäten interessiere, sondern nach Beweisen für die These suche, dass Grenzen immer ereignishaft aktualisiert werden.

16 Nämlich: „encounter“, „imposition of boundaries by authorities“, „borrowing of boundaries from elsewhere“, „conversation“, „shift of boundary maintaining incentives“, „inscription and erasure of boundaries“, „activation and deactivation of boundaries“, „site transfer within a boundary“ und „relocation of boundaries“ als Kombination mehrerer Mechanismen (Tilly 2004: 217 ff.).

on) an, wenn man bestimmen will, welche Grenzen aktiviert werden und welche dabei gezwungenermaßen deaktiviert werden – zumindest für den Moment (Zeitdimension). Und natürlich muss man dann in dieser Hinsicht empirisch genau untersuchen, ob unterschiedliche strukturelle Formen entstehen, wenn Grenzen eher in der Sozial-, Sach- oder Zeitdimension des Sinns gezogen werden – auch wenn immer alle drei Dimensionen gleichzeitig präsent sind (Luhmann 1971).

### Nackte Grenzen

Doch lassen sich Grenzen als Ereignisse überhaupt beobachten? Wie kann man sie sozialwissenschaftlich sichtbar machen? Wie wird es empirisch möglich, dass allen Beteiligten auch ohne eine Thematisierung der aktuellen Grenzen rasch klar werden kann, welche Grenzen im Spiel sind und wie mit ihnen gespielt werden kann? Die typologische Unterscheidung zwischen sozialen und symbolischen Grenzen liefert darauf keine Antwort. Sie hilft zwar dabei, Vorhaben in der Grenzforschung zu rahmen, aber sie sagt nichts darüber aus, wie Grenzen hervorgebracht werden oder anders gesagt: sie sagt nichts darüber aus, was Grenzen *als* Grenzen *tun*. Da es sich sowohl bei sozialen als auch bei symbolischen Grenzen um (soziale) Grenzen handelt, müssen wir erst einmal herausfinden, was *beide* überhaupt zu Grenzen macht. Solange diese Frage nicht in Ansätzen geklärt ist, greift die Bestimmung von Grenztypen, genauso wie Fragen nach der Institutionalisierung, dem Wandel oder der Durchlässigkeit von Grenzen, ins Leere.

Hier schafft die in Bezug auf Grenzen vermutlich radikalste soziologische Abhandlung Abhilfe (Abbott 1995). Normalerweise, so Andrew Abbott, startet man mit Dingen, Objekten oder Einheiten und fragt nach ihren Grenzen oder nach den Grenzen, die zwischen ihnen verlaufen. Abbott schlägt nun eine Umkehrung vor: man muss zunächst Grenzen untersuchen, ohne mit irgendwelchen vorher bereits existierenden Einheiten zu beginnen. Seine Begründung dafür ist ziemlich einfach und in unserem Kontext kaum mehr verwunderlich: Beginnt man mit einer Sichtweise von sozialer Struktur, die auf Ereignisse, Prozesse und Relationen abstellt, gerät automatisch das Problem in den Vordergrund, wie Einheiten entstehen und sich wieder auflösen. Aber wie lassen sich nun kahle, nackte Grenzen ermitteln, das heißt wie geraten Grenzen selbst in den Fokus, ohne dass sie sich erst einmal auf irgendetwas anderes außer sich selbst beziehen? Abbott entschließt sich diesbezüglich für einen Rückgriff auf die algebraische Topologie, um einige formale Ideen zu gewinnen, wie man in einem solchen Fall vorgehen kann. Ohne an dieser Stelle in die Details gehen zu müssen, ergibt seine Suche, dass Grenzen und Entitäten in topologischer Hinsicht äquivalent sind. Nachdem er sich einige Anregungen geholt hat, verlässt er die Topologie allerdings wieder recht rasch, weil die Bestimmung eines Punkts  $x$  als Grenzpunkt dort noch immer auf vorher existierende Einheiten, nämlich Mengen, setzen muss. Wenn Grenzen jedoch Bedingung der Exis-

tenz von Einheiten sind, wie Abbott zu zeigen versucht, bedarf es einer selbsttragenden Grenzdefinition, die ohne irgendeine vorausgesetzte Einheit auskommt:

„To do this, I shall replace the concept of set membership with the more general notion of ‚difference of character‘. Thus, I shall define a point  $x$  as boundary point in space  $S$  if every neighborhood of  $x$  contains at least two points that differ in some respect ... (Note that the boundary point is defined ‚in a Space  $S'$  rather than ‚of a set  $M$ .‘) In the simple case, this difference will be a single known property—color, gender, creed, education. In the more complicated (and more likely) case, it will be a combination of properties or dimensions of difference.“ (Abbott 1995: 862)

Mit diesem Grenzbegriff ausgestattet, fährt er damit fort zu zeigen, wie solche Differenzstellen (sites of difference) kombiniert und verbunden werden, um eine soziale Einheit zu formen und illustriert das am Beispiel der Entstehung der Sozialarbeit als soziale Entität (Profession) im späten 19. Jahrhundert. Anstatt Abbotts empirische Darstellung einfach zu duplizieren, möchte ich die theoretische Idee unterstreichen, auf der seine Annahme basiert und sie weiter ausbauen. Wenn nämlich jede soziale Entität das Produkt einer Differenzstelle beziehungsweise einer Kombination unterschiedlicher Differenzstellen ist, müssen wir zunächst mehr über solche Differenzstellen in Erfahrung bringen.

Dazu kehren wir wieder zur Mathematik zurück, die Abbott zuvor verlassen hatte. Eine am mathematischen Kalkül von George Spencer-Brown (1994) orientierte Theorie der Unterscheidung erweist sich als hilfreich. Was letzterer nämlich „form of distinction“ nennt, ist gleichbedeutend mit dem, was Abbott als „site of difference“ bezeichnet. Um das zu sehen, genügt ein Blick auf die Begriffe „Unterscheidung“ beziehungsweise „Form der Unterscheidung“ und ein Vergleich mit der oben zitierten Stelle von Abbott:

„*Distinction is perfect continence*. That is to say, a distinction is drawn by arranging a boundary with separate sides so that a point on one side cannot reach the other side without crossing the boundary. ... Call the space cloven by any distinction, together with the entire content of the space, the form of the distinction.“ (Spencer-Brown 1994: 1, 4; Hervorhebung im Original)

Die Idee der Form einer Unterscheidung schließt Abbotts Vorstellung offensichtlich ein und ist ein aussichtsreicher Kandidat für unsere Suche nach einer Theorie der Unterscheidung, wie sie Abbott für eine Theorie der Grenze und seit kurzem sogar für die Soziologie insgesamt fordert (Abbott 2007: 96). Was Spencer-Browns nicht-numerische Mathematik weiterhin attraktiv macht, ist die Einführung einer Notation für Unterscheidungen, deren Möglichkeiten und Konsequenzen für soziologische Modellierung man gerade erst zu erkunden beginnt (Baecker 2005; Karafillidis, in Vorb.). Es dürfte sich gerade für eine Theorie der Grenze lohnen, diese Möglichkeiten aufzugreifen, weil eine Notation für Unterscheidungen es mitunter erlaubt, die *Form* eines Phänomens, in unserem Fall: soziale Grenzen, als Kombination und Ordnung mehrerer Unterscheidungen darzustellen.

## Unterscheidungen, Relationen und Grenzen

Abbotts Ausführungen machen deutlich, dass eine fundamentale Definition von Grenzen, die auf keinerlei Einheiten (Identitäten, Dinge) außerhalb der Grenze Bezug nimmt, bis auf Differenzen oder Differenzstellen zurückgehen muss. Auch wenn für Abbott damit erst einmal eine Definition gewonnen ist, die für die Darstellung seines Problems ausreicht, möchte ich an genau dieser Stelle die Möglichkeit platzieren, mit Spencer-Browns Notation zu arbeiten. Dadurch wird eine formale Darstellungsmöglichkeit für solche „sites of difference“ möglich, die ihre Relationierung und ihre Kombinationsmöglichkeiten mit sichtbar machen kann. Wir verwenden die Notation in einer soziologischen Interpretation wie sie von Dirk Baecker (2005) vorgeschlagen worden ist. Auch wenn hier nur ungenügend auf die methodologischen Implikationen einer Formtheorie und ihrer Notation eingegangen werden kann, wird dennoch in aller Kürze deutlich, dass in Bezug auf Unterscheidungen neue Analysemöglichkeiten gewonnen werden können. Vor allem lässt sich auf diese Weise ein differenziertes Bild des Treffens von Unterscheidungen und der damit verbundenen Konsequenzen zeichnen.<sup>17</sup>

Die Notation ist äußerst sparsam. Sie besteht nur aus einem Markierungszeichen für Unterscheidungen, dem „mark of distinction“ (Spencer-Brown 1994: 4):

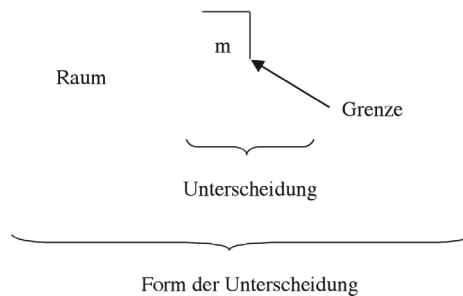


Dieses Markierungszeichen markiert eine Unterscheidungsoperation. Es ist mit anderen Worten ein Zeichen für ein Unterscheidungsereignis. Man beachte, dass Spencer-Brown mit einer leeren (nackten) Unterscheidung beginnt, das heißt die beiden angezeigten Sei-

17 Notationen sind keine passiven Werkzeuge. Ihr Gebrauch entspricht einer aktiven Limitierung unserer Beobachtungsmöglichkeiten (Long 1999). Genau deshalb erlauben sie allerdings eine Wahrnehmung von Phänomenen und Relationen, die ansonsten unerkannt bleiben würden (siehe dazu in Bezug auf Schrift Havelock 1963). Paradox ausgedrückt: eine Notation ist eine überlegt eingesetzte Einschränkung der Beobachtung zum Zwecke der Ausweitung der Beobachtung. Obwohl in der Soziologie immer wieder Unterscheidungen Verwendung finden, die dabei helfen sollen, die empirisch im Gebrauch befindlichen Unterscheidungen zu erklären, zu verstehen oder zu analysieren, fehlt noch immer eine Möglichkeit der angemessenen Darstellung und Repräsentation von Unterscheidungen (siehe bereits Bateson 2000: 454 ff.). Sprache kann Unterscheidungen zwar transportieren und auch transformieren, ihre (nackten) Eigenschaften aber nur schlecht darstellen. Sie ist abhängig von einer sequentiellen Entfaltung und braucht Bindewörter wie „und“, „oder“ oder „zwischen“, um eine Unterscheidung zu bezeichnen. Aber Unterscheidungen sind vollkommen indifferent gegenüber solchen Bindewörtern. Letztere qualifizieren eine Unterscheidung bereits viel zu stark, denn eine Unterscheidung meint einfach nur die Nachbarschaft von zwei (oder mehr) Seiten und überlässt es dann weiteren Unterscheidungen, die Relation zwischen diesen beiden Seiten in der einen oder anderen Richtung näher zu bestimmen. Die mangelnde Fähigkeit der Schriftsprache, Unterscheidungen selbst bezeichnen zu können, wird sogar noch deutlicher, wenn es wie bei Abbott darum geht, Unterscheidungen zu bezeichnen, ohne dass es irgendwelche Identitäten gibt, die es zu unterscheiden gilt. Freilich kann das Wort „Unterscheidung“ in diesem Fall als Markierung fungieren, aber das ist reichlich unbefriedigend, wenn mit einem Blick auch die Implikationen des Treffens von Unterscheidungen mitbegriffen werden sollen.

ten sind anfangs inhaltlich nicht weiter qualifiziert. Das Treffen einer Unterscheidung ist folglich nichts anderes als eine Trennung von zwei Seiten, *die genau deshalb in Beziehung stehen*. Das verweist auf eine grundlegende Eigenart von Relationierung: dass es sie nur dann geben kann, wenn eine Trennung vorliegt, weil es andernfalls nichts zu relationieren gäbe. Mit solchen grenzsetzenden Ereignissen zu starten bedeutet, dass die Herstellung einer Relation in einem bestimmten Moment die beiden Seiten erst hervorbringt, die sie relationiert. Die Relation und ihre Relata (Elemente, Identitäten) entstehen praktisch gleichzeitig, und zwar durch das Treffen einer Unterscheidung. Die Notation der Unterscheidung macht dies deutlich: die konkave Seite des Zeichens entsteht zugleich mit der anderen Seite und auch zugleich mit dem Raum, in dem die Unterscheidung getroffen wird. Kurz: Keine Relation ohne Unterscheidung. Jede relationale Soziologie muss auf diesen Umstand Rücksicht nehmen. Die folgende Abbildung illustriert im Detail, wie dieses Zeichen vor dem Hintergrund der oben zitierten Passage von Spencer-Brown gelesen werden kann und was es impliziert:

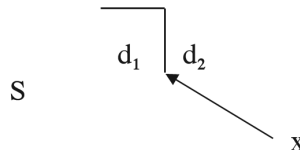
Abbildung 1: Komponenten der Beobachtung einer Unterscheidung



Die Abbildung macht deutlich, dass die Setzung einer Grenze gleichzeitig zwei Seiten produziert: die markierte Seite (hier zusätzlich markiert mit dem Buchstaben *m*) und die unmarkierte Seite. Man sieht außerdem, dass die unmarkierte Seite der Unterscheidung ebenfalls zur Unterscheidung beziehungsweise zur Form dazugehört und auch, dass die Beobachtung einer Unterscheidung als Unterscheidung (eine Grenze, mindestens zwei Seiten und der dadurch entstehende Raum) der Beobachtung ihrer *Form* entspricht. Die Grenze einer Unterscheidung trennt die beiden Seiten, ist aber auch verantwortlich für ihre Relationierung. Eine Grenze steht also sowohl für Trennung als auch für Verbindung. Sie ist letztlich dasjenige Element einer Unterscheidung, das für den perfekten Zusammenhalt („perfect continence“ in Spencer-Browns Definition) des Unterschiedenen sorgt.

Abbotts Definition eines Grenzpunkts  $\times$  (siehe das Zitat im vorangehenden Abschnitt) lässt sich nun mit Hilfe dieser Notation formalisieren:

Abbildung 2: Abbotts Definition von Grenzen dargestellt mit der Notation für Unterscheidungen



Der Grenzpunkt  $x$  im Raum  $S$  weist in jeder seiner Nachbarschaften eine Differenz ( $d_1$ ,  $d_2$ ) auf, deren Relationierung er ermöglicht – wobei diese Darstellung noch offen lässt, wie die Relationierung letztendlich erfolgt. Man kann nun demonstrieren, dass Abbotts Vorschlag äquivalent ist zu dem von Spencer-Brown, wenn man die beiden Axiome von Spencer-Brown einsetzt, auf die er seinen Kalkül gründet. Er stellt sie mit Hilfe seiner Notation wie folgt dar (Spencer-Brown 1994: 5):

Axiom 1:  $\overline{\quad} \overline{\quad} = \overline{\quad}$

Axiom 2:  $\overline{\overline{\quad}} = \overline{\quad}$

Axiom 1 besagt, in unserem Kontext, dass das wiederholte Setzen einer Grenze nichts anderes als die Bestätigung dieser Grenze ist. Axiom 2 besagt, dass das Überschreiten einer gesetzten Grenze in die entgegengesetzte Richtung einer Aufhebung der Grenze gleichkommt. Da es sich bei den Punkten  $d_1$  und  $d_2$  in Abbildung 2 um Differenzen handelt und sie auf dieser Argumentationsebene ebenfalls noch nicht weiter qualifiziert sind, kann man sie jeweils durch den „mark of distinction“ ersetzen und erhält (der Raum  $S$  braucht jetzt nicht mehr eigens mitmarkiert werden):

$$\overline{\overline{\quad}} \overline{\quad}$$

Das lässt sich mit Axiom 2 vereinfachen zu:

$$\overline{\quad}$$

Damit ist formal-mathematisch, im Rahmen des von Spencer-Brown eingeführten Kalküls, demonstriert, dass Abbotts Vorschlag für einen Grenzbegriff, den er ausgehend von der algebraischen Topologie entwickelt, äquivalent ist zum Treffen einer Unterscheidung, die dem Setzen einer Grenze entspricht, die in einem dadurch erzeugten Raum mindestens zwei Seiten voneinander trennt und dadurch miteinander relationiert. Der



Vorteil gegenüber Abbotts Konzeption liegt in einer weiteren Vereinfachung seines Arguments. Außerdem muss jetzt noch nicht einmal ein Raum  $S$  vorausgesetzt werden. Der Raum wird durch das Setzen der Grenze, also durch das Treffen einer Unterscheidung, miterzeugt. Das erfüllt Abbotts eigenen Anspruch, eine selbsttragende Grenzdefinition zu entwickeln, die keinerlei Voraussetzungen außerhalb der Grenze selbst benötigt.

Dieser Ausflug in den Kalkül der Form hat vor allem den Zweck vorzuführen, dass jede Diskussion über Grenzen und Relationen sich auf das Problem und die Eigentümlichkeit des Unterscheidens zurückführen lässt und von dort aus rekonstruiert werden kann. Aus formaler Sicht erweist sich damit der Vorgang (die Operation) des Trennens- und Verbindens als entscheidender Punkt, um den herum eine Theorie der Grenze gebaut werden kann und der überdies einen Ausgangspunkt für eine auf Relationen setzende Soziologie liefert. Aber lässt sich dieser Vorschlag überhaupt soziologisch unterfüttern und rechtfertigen?

### Soziologische Interpretationen

Die Charakterisierung von Grenzen als etwas Trennendes-und-Verbindendes ist in den Sozialwissenschaften alles andere als unbekannt. Vielmehr handelt es sich um eine Unterscheidung, auf die auch andere Untersuchungen zu Grenzen immerfort stoßen. Die mittlerweile recht bekannten „boundary objects“ von Susan Leigh Star erlauben Kommunikation, also mitunter Relationierung, gerade dort, wo sie aufgrund unterschiedlicher (getrennter) Sprachregister unwahrscheinlich ist (Star/Griesemer 1989). Ethnische Grenzen ermöglichen wiederum über Einschränkungen auf Rollenebene eine laufende Separation und Artikulation einzelner, wiedererkennbarer Gruppen (Barth 1969: 16 f.). Und Niklas Luhmann sieht die Funktion sozialer Systemgrenzen darin, dass sie System und Umwelt nicht nur trennen, sondern auch verantwortlich sind für ihre Relationierung (Luhmann 1984: 52 ff.; siehe auch Zeleny 1996).

Vielleicht am deutlichsten tritt diese Form der Grenze jedoch in der Organisationssoziologie zu Tage, die sich fast schon traditionell mit Grenzen beschäftigt. Sie kann gar nicht anders, weil es für Organisationen geradezu charakteristisch ist, dass sie dauerhafte Grenzen etablieren, um sich von der Gesellschaft zu entkoppeln, es aber zugleich verstehen, genau diese Grenzen zu nutzen, um zahlreiche Bindungen und Verbindungen einzugehen, die sie gesellschaftlich einbetten. Die Literatur weist in dieser Hinsicht eine begriffliche und problembezogene Konformität auf, der man in der soziologischen Forschung sonst selten begegnet.<sup>18</sup> Wir steigen hier nicht tiefer in die einzelnen Analysen ein,

---

18 Es finden sich in der Literatur auch zahlreiche Grenztypologien von Organisationen (Adams 1980; Hernes 2004; Hirschhorn/Gilmore 1992; Oliver 1993; Santos/Eisenhardt 2005). Jedoch sind solche Typologien weniger interessant, weil sie verschiedene Grenztypen von Organisationen einfach nur aufzählen und, ähnlich wie Lamont und Molnár, kaum diskutieren, *wie* Grenzen operieren, das heißt, was sie überhaupt zu Grenzen macht.

sondern konzentrieren uns nur auf die zentralen Unterscheidungen, die in Bezug auf Grenzen diskutiert werden. Man stellt dabei fest, dass die Idee des Trennens-und-Verbindens, beziehungsweise der Entkopplung-und-Kopplung, in fast allen Untersuchungen zu Organisationsgrenzen auftaucht. Klassisch ist in diesem Zusammenhang die Arbeit von James D. Thompson, der Grenzoperationen durch die Unterscheidung von „buffering“ und „spanning“ bestimmt (Thompson 1967, 14 ff. und 66 ff.; siehe auch Yan/Louis 1999). Einerseits puffern Grenzen einen Bereich ab und schaffen so einen abgetrennten Raum, in dem verschiedene technische, arbeitsbezogene und kommunikative Verbindungen erprobt und sich geschützt entwickeln können. Und andererseits ermöglichen sie Verhandlungen, Austausch, Verträge und die Bildung von Koalitionen und bringen dadurch ein Netzwerk zum Vorschein, das die Grenze umspannt. Seit diesem klassischen Beitrag variiert man in der Organisationssoziologie im Wesentlichen diese grenzbestimmende Unterscheidung. Man spricht von „separation and joining“ (Cooper 1986), „segregation and blending“ (Hannan/Freeman 1989: 53 ff.) oder von Grenzen in ihrer Funktion als „barrier and conduit“ (Arrow/McGrath 1995), wenn es darum geht, die eigentümliche Paradoxie der Grenze auf den Punkt zu bringen. Man kann all diese Variationen bündeln, indem man die *Form* der Grenze als Unterscheidung von Entkopplung und Kopplung bestimmt. Wenn wir also noch einmal fragen, was Grenzen tun, das heißt welche Form Grenzoperationen haben, dann lautet die knappe, paradoxe Antwort: Grenzen sind entkoppelnde Kopplungen.

Diese Unterscheidung kann als methodische Anweisung für die Suche und Bestimmung von Grenzen verwendet werden. Alles weitere hängt jetzt mitunter davon ab, wie man Entkopplung und Kopplung jeweils begreift und anschließend operationalisiert. Momentan scheint mir diesbezüglich eine Verknüpfung mit der Identifikation von Kausalitäten hilfreich zu sein. Entkopplung heißt dann nicht, dass keinerlei Relationen vorhanden sind, sondern nur, dass Beobachter bestimmte Kausalketten unterbrechen und damit Bedingungen für die Kontrolle von bestimmten Ursachen schaffen (White 1990: 88). Die Entwicklung von Organisationen wäre beispielsweise ohne die Entkopplung von bestimmten verwandschaftlichen und politischen Zusammenhängen, die nur bestimmte Arten von Produktion ermöglicht haben, kaum in der Form möglich gewesen, wie wir sie heute beobachten können, weil genau das entsprechende Kopplungen erzeugt hat, mit denen man die Kontrolle über Rekrutierungsprozesse gewinnen konnte (Udy 1967).<sup>19</sup>

Eine Untersuchung bestimmter sozialer Grenzen müsste also den Nachweis erbringen, wie die Relationierung von Entkopplung und Kopplung in dem entsprechenden Fall empirisch erfolgt, wenn es sich denn um eine Grenze handeln soll. Nur wenn man eine Kopplung beobachten kann, die Entkopplung ermöglicht, das heißt nur dann,

19 Entkopplung ist auch typisch für Situationen des Scheiterns oder des Zusammenbruchs erwarteter Zusammenhänge. Sie äußert sich dann als Erzeugung von Unbestimmtheit, die eine Suche nach Bestimmungsmöglichkeiten anregt (White 1992: 12 f.). Das Ergebnis dieser Bestimmung von durch Entkopplung erzeugter Unbestimmtheit ist Kopplung. Es ist leicht ersichtlich, dass es sich hier anbietet, diese Überlegungen auch mit der Unterscheidung zwischen loser und fester Kopplung zu verknüpfen.

wenn eine Kopplung im Zusammenhang mit einer Entkopplung möglich wird, hat man es mit einer Grenze zu tun. Man muss also beachten, dass wir es mit einer *Unterscheidung* zu tun haben. Beide Seiten sind maßgebend, und zwar die eine jeweils in ihrem Bezug auf die andere. Es kann mit anderen Worten nicht darum gehen, irgendwelche Entkopplungsprozesse mit irgendwelchen Kopplungsvorgängen in Beziehung zu setzen, sondern es geht vielmehr darum zu erkennen, dass das Setzen einer Grenze der Etablierung einer Relation (!) zwischen Entkopplung und Kopplung gleichkommt. Entkopplung und Kopplung passieren also gleichzeitig, Sequenzen (zum Beispiel erst Entkopplung und dann Kopplung, wie in Arbeitsprozessen), räumliche Verteilung (zum Beispiel Entkopplung hier und Kopplung dort, wie bei einer arbeitsteiligen Differenzierung von Abteilungen) und Rollensegmentierung (zum Beispiel die eine Person übernimmt Aufgaben der Entkopplung, die andere Kopplungsaufgaben) sind beispielsweise typisch organisationale Formen des Managements der Paradoxie, dass jede Verbindung zu einer Trennung und jede Trennung zu einer Verbindung führt, wobei stets ungewiss bleibt, welche Verbindungen und Trennungen sich letzten Endes realisieren (geschweige denn: bewähren) und welche nicht.

## Grenzwerke

Mit diesen Überlegungen haben wir unsere anfängliche Behauptung, dass im Sozialen immer eine Unterscheidung getroffen und eine Grenze im Spiel ist – in jedem Moment, in jeder Situation und für jeden Beobachter – auch theoretisch eingeholt. Das daran anschließende Forschungsproblem ist nun, diesen Grenzen jeweils auf die Spur zu kommen, sie gleichsam nachzuzeichnen. Die hier angebotene Unterscheidung könnte dabei hilfreich sein. Jedoch wird man bei Grenzen selten auf nur eine Relation stoßen. Vielmehr wird man es immer mit einem Bündel von Relationen zu tun bekommen, die selbst relationiert sind. Deshalb möchte ich abschließend zeigen, dass Grenzen sich als Relationierung von Relationen oder anders gesagt: als Netzwerke realisieren. Dazu kehre ich zurück zu Charles Tilly. Seine Definition sozialer Grenzen arbeitet im Endeffekt ebenfalls mit der Unterscheidung von Entkopplung (contrast) und Kopplung (density). Bei ihm heißt es genauer:

„We might ... define a social boundary minimally as any contiguous zone of contrasting density, rapid transition, or separation between internally connected clusters of population and/or activity.“ (Tilly 2004: 214)

Nach der Diskussion zu Abbott und in Bezug auf sein Diktum „Boundaries come first, then entities“ (Abbott 1995: 860), kann diese Definition jedoch abgekürzt und verdichtet werden. Die intern verbundenen Cluster, zwischen denen eine Grenze verläuft, sind Entitäten, die erst durch eine Aktivierung der Grenze zu diesen Entitäten (z.B. Serben und Kroaten oder Arbeitnehmer und Arbeitgeber) werden. Deshalb besteht der Kern

dieser Definition in Tillys Beobachtung einer „contiguous zone of contrasting density“. Dieser Kern macht zwei Dinge deutlich. Zum einen ist die „contrasting density“, die eine Grenze kennzeichnet, auf gleicher Linie zu verorten, wie unsere Operation der Entkopplungskopplung. Die Grenze ist der soziale Ort, an dem Kontraste gezeichnet, aber auch wieder vermindert werden können (Smith 2007). Sie kommuniziert eine Trennung von Gruppen, Systemen, Netzwerken oder von „Dingen“, ist zugleich aber ein Ort, in dem Relationen offenbar eine Dichte erreichen, die die Dichte der Beziehungen innerhalb der getrennten Cluster, von denen bei Tilly die Rede ist, mithin übertrifft – was nur ein weiteres Indiz dafür ist, dass es die Kommunikationsdichte der Grenze ist, die zu distinkten Relationen innerhalb der Cluster führt und sie als abgegrenzte Entitäten konstituiert. Zum anderen ist die Grenze in Tillys Definition eine Zone. Sie ist nicht einfach nur eine feine Linie, sondern ein Raum, der zwar auch territoriale Ausprägung haben kann, aber in erster Linie ein relationaler, diskursiver, kommunikativer Raum ist.<sup>20</sup> Das wird an Tillys folgender Auflösung der Grenzoperation deutlich:

„In the operation of a social boundary, we expect to find 1. distinctive relations between sites on one side; 2. distinctive relations between sites on the other side; 3. distinctive relations across the zone between those two; and 4. on each side, shared representations of the zone itself.“ (Tilly 2004: 214)

Der Raum der Grenze ist ein relationaler Raum, ein eigenständiges Netzwerk von Relationen, und zwar von Relationen, die struktureller wie auch sinnförmiger Art sind (shared representations/stories).<sup>21</sup> Die damit angezeigte, relationale Komplexität korrespondiert mit Ronald Breigers Annahme, dass man im Rahmen einer relationalen Analyse das Problem der Grenze vermutlich nur dann angemessen behandeln kann, wenn man es reflexiv wendet (Emirbayer 1997: 303, Fn. 36). Sucht man also nach den Grenzen von Netzwerken, wird man davon ausgehen müssen, dass diese Grenzen selbst Netzwerke sind.

Doch das bringt uns in Schwierigkeiten. Denn eigentlich hat Harrison White die Beziehung von Grenzen und Netzwerken eindeutig geklärt:

„It is an empirical matter how many and which of the ties are activated before, during, and after a switch between network-domains. These activations depend on the scope of involvements among talkers and the interests among observers rather than on any pre-existing ‚boundaries‘ of such networks. Although any given event, or observation, may seize part of a network as being a separate distinct group, *networks do not have boundaries*.“ (1995a: 1039; Hervorhebung im Original).

20 Eine Vorstellung, die sich im Grunde genommen bereits bei Simmel (1992: 687 ff.) findet. Siehe auch seine Vorstellung der Gegenwart als „Grenzbezirk“ (Simmel 1999: 220).

21 Diese soziologische Sichtweise modifiziert dann auch unsere formale Sicht der Grenze in einem formtheoretischen Kontext. Wenn man die Form einer Grenze notieren möchte, kann man sich nicht mit diesem einen Zeichen (dem Unterscheidungshaken) als Markierung der Grenze zufrieden geben, sondern muss die Formtheorie auf sich selbst anwenden und diesen „mark of distinction“ selbst als Zone beziehungsweise als Form notieren. „Das Geheimnis der Form liegt darin, daß sie Grenze ist“ heißt es bei Simmel treffend (1999: 297) – aber genauso liegt das Geheimnis der Grenze darin, dass sie Form ist. Auch einer Grenze liegt eine Unterscheidung zu Grunde. Ein formtheoretischer Modellierungsversuch für Grenzen auf Grundlage von Tillys Überlegungen findet sich bei Karafillidis (2009).

Es gibt nun im Prinzip nur zwei Möglichkeiten, wie man angesichts dieser Behauptung verfahren kann. Entweder man begreift Grenze als Gegenbegriff von Netzwerk, gleichsam als das genaue Gegenteil; oder man setzt Netzwerke und Grenzen gleich. Wenn aber Grenzen ein relationales Phänomen sind, wie müsste man sie dann fassen, wenn sie das Gegenteil eines anderen relationalen Phänomens, nämlich von Netzwerken, sind? Man stünde erneut vor dem Problem, eine Grenze als etwas begreifen zu müssen, das grundlegend anders beschaffen ist als das Netzwerk, das sie begrenzt. Mir scheint die zweite Möglichkeit aus den bisher diskutierten Gründen fruchtbarer und plausibler zu sein. Netzwerke und Grenzen formen eine Dualität (Breiger 2008). Sie sind, konkreter ausgedrückt, strukturell äquivalent; das heißt, sie sind für einen Beobachter im Hinblick auf ihren Orientierungswert für anschließende Operationen austauschbar und deshalb auch: verwechselbar.<sup>22</sup>

An dieser Stelle kommt also der Beobachter ins Spiel. Einige Beobachter sehen Netzwerke, andere sehen Grenzen. Nur ein Beobachter kann bestimmen, ob er eher Grenzen oder Netzwerke sieht, was bereits Harrison White im obigem Zitat andeutet. Ein einfaches Beispiel dafür sind Märkte. Die durch einen Markt definierten Handelsbedingungen sind eine Grenze für Unternehmen, die einen Zugang zum Markt suchen (White 1981). Aber wenn man erst einmal zur kleinen Clique der Produzenten gehört, fängt man an, ein Netzwerk von Kontrollversuchen, Identitäten, Gelegenheiten, Transaktionen und Risiken zu beobachten. Das heißt, dass die formale Symmetrie dieser Unterscheidung von Grenze und Netzwerk empirisch durch verschiedene Beobachter unterschiedlich aufgebrochen wird. Wie das jeweils geschieht und wie es dazu kommt, dass unterschiedliche Beobachter in bestimmten Situationen dazu veranlasst werden, dieselben Grenzen zu unterstellen, ist in diesem Fall eine Frage, die nur empirisch geklärt werden kann.

Man kann letzteres gar nicht stark genug betonen. Ob es sich um eine Grenze oder ein Netzwerk handelt, ist keine Frage der analytischen Entscheidung eines wissenschaftlichen Beobachters, sondern lässt sich nur durch empirische Beobachtung feststellen. Es geht um die Beobachtungen der Beobachter, die in der jeweiligen Situation stecken und daher in erster Linie darum, ob *sie* Zusammenhänge von Verbindungen und Trennungen als Netzwerk oder als Grenze beobachten. Und doch ergibt sich aus dieser strukturellen Äquivalenz von Grenzen und Netzwerken freilich auch ein analytischer Beobachtungsgewinn. Denn jetzt läuft stets die Vermutung mit, dass dort, wo man Grenzziehung beobachtet (zum Beispiel ethnische oder milieuspezifische Abgrenzung in Schulklassen in Form von Hänkeln, bestimmten Spielen, Gruppenbildung in den Pausen etc.) ein Netzwerk im Spiel ist, das diese Grenze ausmacht; aber auch, dass dort, wo ein Netzwerk auszumachen ist, bestimmte Beobachter (Kinder, Schüler, Lehrer, die Klasse, die Schule, die Gesellschaft aber auch: die Soziologie) es in bestimmten Situationen und zu be-

---

22 Die mittlerweile in der soziologischen Netzwerkforschung klassische, kategorientheoretisch formulierte (und deshalb mit einem formtheoretischen Gebrauch nicht einfach deckungsgleiche, wenngleich mathematisch durchaus kompatible) Definition von struktureller Äquivalenz findet sich bei Lorrain/White (1971).

stimmten Zeiten als Grenze beobachten und erleben. Die Pointe dieser empirisch zu leistenden Arbeit besteht darin, dass sich aus der Beobachtung entweder von Grenzen oder von Netzwerken jeweils ganz andere Situationsbeschreibungen, Handlungsoptionen und Interventionsversuche ergeben. Es ergeben sich jeweils andere Identitäten und andere Kontrollprojekte. Es ergeben sich andere Formen sozialer Ordnung.

Schaut man sich die Netzwerktheorie von Harrison White an, die sich von Beginn an in weiten Teilen von der sozialen Netzwerkanalyse unterscheidet und sich immer weiter von ihr entfernt (was Rückgriffe auf Forschungsergebnisse der Netzwerkanalyse nicht ausschließt), findet man zahlreiche Hinweise für die Plausibilität dieser These einer strukturellen Äquivalenz von Netzwerken und Grenzen.<sup>23</sup> Die beiden zentralen Unterscheidungen, die sich in Harrison Whites Sicht sozialer Prozesse finden, sind Identität/Kontrolle und Kopplung/Entkopplung (beziehungsweise: Einbettung/Entkopplung) (White 1992: 3 ff., 2008 passim). Erstere besagt, dass jede Form sozialer Ordnungsbildung durch die Spannung und Auflösung der Spannung zwischen Identität und Kontrolle angetrieben wird – Identitäten, die nach Kontrollmöglichkeiten suchen und Kontrollprojekte, die die Entstehung von Identitäten auslösen. Jedoch benutzt White diese Unterscheidung für die Beobachtung der Entstehung jeglicher Formen sozialer Organisation. Wenn von *Netzwerken* als einer bestimmten Form sozialer Organisation die Rede ist, kommt man ihrer operativen Eigenart mit der Unterscheidung von Kopplung und Entkopplung näher (White 1966).<sup>24</sup> Ein Netzwerk ist dann ein kontinuierlicher Prozess des Koppeln und Entkoppeln von Kontrollprojekten und Identitäten (oder Kommunikation und Handlung beziehungsweise „agency“), der selbst eingebettet und entkoppelt ist von einem unbestimmten, aber im Rahmen dieses Prozesses durch Beobachter bestimmbar Kontexts. Jede Kopplung kann nur realisiert werden, wenn parallel Entkopplungen in Kauf genommen werden und jede Entkopplung setzt Kopplungen voraus, wenn sie denn realisierbar sein und Sinn erzeugen soll.

Grenzen und Netzwerke haben also eine engere Verbindung, als die übliche Suche nach den Grenzen von Netzwerken es erahnen lässt. Dass Grenzen selbst als Netzwerke

23 Ich greife hier nur einen Aspekt heraus, obwohl es noch viele weitere gibt, die nicht minder interessant sind. Insbesondere müsste man sich seinen Begriff der „Disziplin“ im Hinblick auf Grenzen noch einmal genauer anschauen (White 1992: 22 ff., 2008: 63 ff.). Schließlich hat er vor einiger Zeit bereits vorgeschlagen, den Grenzbegriff durch den Begriff „interface“ (ein Typ von Disziplin neben „arena“ und „council“) zu ersetzen (White 1982: 11). Da Märkte für White diesem Disziplintyp „interface“ zugehören, könnte man seine „market plains“ (White 2002: 49 ff.) als eine Art formaler Visualisierung von Zonen kontrastierender Dichte (Tilly) betrachten, das heißt als Ausprägungen einer Grenze, die auf einer zweidimensionalen Ebene dargestellt werden.

24 Die Netzwerkforschung zeichnet sich durch eine Schlagseite in Richtung Kopplung aus. Man diskutiert mit Vorliebe Fragen zu „ties“ und „embeddedness“. Ein Grund für diese Verzerrung in Richtung „Kopplung“ könnte sein, dass Entkopplung viel schwieriger zu messen ist (auch wenn „zero blocks“ oder „structural holes“ eine Lösung sein könnten; siehe White/Boorman/Breiger 1976 und Burt 1992). Die Tatsache, dass Netzwerke nicht nur aus Bindungen bestehen, sondern auch aus Entkopplungen, weil jede Bindung zugleich eine Ent-Bindung impliziert, findet sich auch bei Pool/Kochen 1978.

begriffen werden müssen, ist jedoch nur die eine Seite der vorliegenden Argumentation. Sie unterstreicht die Annahme, dass Netzwerke eher als Paradigma der Soziologie, denn als neuer Gegenstand begriffen werden müssen. Die andere Seite dieser Argumentation lautet aber, dass jedes Netzwerk nichts anderes als eine soziale Grenze ist. Das unterstellt, dass immer wenn ein Netzwerk beschrieben wird (unabhängig davon ob qualitativ oder quantitativ), damit zugleich eine Grenze beschrieben wird. Wir haben es mit *Grenzwerten* zu tun. Man nehme beispielsweise persönliche Netzwerke, wie Claude S. Fischer sie vortrefflich beschrieben hat (Fischer 1982). Das Netzwerk einer Person ist in diesem Fall dann gleichsam die Grenze der Unterstützungsmöglichkeiten dieser Person. Jedoch muss man angesichts der Verschränkung solcher Netzwerke mit kulturellen oder symbolischen Zusammenhängen eigentlich nicht nur die Verbindung zu anderen Personen mit einbeziehen, sondern auch die Kopplung und Entkopplung dieser Person mit bestimmten Ideologien, Symbolen, Wünschen oder Kategorien berücksichtigen. Dann wäre man allerdings wohl nicht mehr nur der Grenze der Unterstützung einer Person auf der Spur, sondern eher der Grenze der Form „Person“ selbst.

### **Grenze als Grundbegriff oder von der Hexenkunst**

Grenzen und Netzwerke sind nicht identisch, sondern strukturell äquivalent. Wären sie identisch, würde das die Forschungsmöglichkeiten nur einschränken, aber nicht erweitern. Es geht um die möglichen Schlussfolgerungen, die sich aus dieser Homologie ergeben können und nicht um die bloße Feststellung, dass es so ist. Wie dem auch sei: Eine relationale Soziologie geht ohnehin nicht vollständig im Begriff des Netzwerks auf. Indes lässt sich diese Äquivalenz zumindest dazu nutzen, um das formale, phänomenologische oder analytische Wissen über Netzwerke und Grenzen im jeweils anderen Bereich einzusetzen. Und immerhin können wir damit nun erklären, weshalb der Wunsch der Netzwerkforschung, eine Methode für die Bestimmung von Netzwerkgrenzen zu finden, irreführend ist. Wenn Netzwerke und Grenzen tatsächlich äquivalent sind und es von einem Beobachter abhängt, ob soziale Ordnungsmuster als Grenzen oder Netze beschrieben werden, dann macht die Beschäftigung mit Netzwerken es schwierig zu sehen, dass man dabei schon längst Grenzen beobachtet. Man darf das nicht falsch verstehen. Für Datenerhebungen und andere Untersuchungen muss man bisweilen eine Abgrenzung des zu untersuchenden Netzwerks vornehmen. Allerdings reichen dafür die bisherigen Methoden aus. Die Arbeit an einer relationalen Soziologie und einer phänomenologischen Netzwerktheorie (Fuhse 2009) eröffnet hingegen eine andere Perspektive, die mitunter zu derart ungewöhnlichen theoretischen Schlüssen zwingt, von denen man zu diesem Zeitpunkt noch nicht genau wissen kann, ob, und wenn ja, welchen, soziologischen Effekt sie haben werden.

Eine solche Art der netzwerktheoretisch informierten Grenzforschung ähnelt in gewisser Hinsicht der Hexenkunst. Die mittelalterliche *bagazussa* saß praktisch auf dem

Zaun zwischen Wildnis und Zivilisation und konnte deshalb beide beobachten und kennen (Duerr 1983, insbesondere 52 ff.). Sie wusste nicht nur, wie es auf beiden Seiten der Grenze aussieht und was dort geschieht, sondern sie wusste auch, wie sich diese beiden Seiten unterscheiden und ferner wie man sie miteinander verbinden kann. Sie hielt sich sowohl hier als auch da auf, war zugleich drinnen und draußen. Die Hexe *ist* die Trennung und Verbindung von Wildnis und Zivilisation. Beides hat man durch die Hexe überhaupt erst entdeckt und sie hat vielerlei neue Relationen hervorgebracht, die zuvor nicht existierten. Plötzlich tauchten Verbindungen und Querverbindungen zwischen der Figur des Teufels, der Kirchenlehre, halluzinogenen Pflanzen, sexuellen Praktiken, unterschiedlichen Bewusstseinszuständen, selbstbewusster Weiblichkeit, bestimmten Normen, zivilisiertem Verhalten, speziellen Gruppen und weltlichen und jenseitigen Gerichten auf (di Nola 1990: 265 ff.), die alle aus dieser Beziehung zueinander ihre Identität gewannen. Gewiss sind nicht alle diese Einheiten, zum Beispiel der Teufel oder die Kirchenlehre, durch die Existenz dieser Grenze erst entstanden. Aber nach dieser Relationierung ist keine dieser Identitäten dieselbe wie vorher – und insoweit neu. Und nicht zuletzt stoßen wir hier offensichtlich erneut auf die strukturelle Äquivalenz von Grenzen und Netzwerken: was auf der einen Seite als Grenze beobachtet wird, entspricht auf der anderen Seite gewissermaßen dem relationalen Geflecht der Inquisition.

Die Furcht vor der Hexe war eine Furcht vor der Auflösung sozialer Ordnung, einer Ordnung jedoch, die man erst an ihrer Auflösung durch die Hexe entdeckt hat (Duerr 1983: 89). Sofern man an der Entdeckung der Ordnung *als* Ordnung und *Aufgabe* den Ursprung der Moderne und viele ihrer eigentümlichen Auswüchse festmachen will (Bauman 1995: 16 ff.), wirft das ein anderes Licht auf die historische Rolle der Hexe und damit auch auf die Rolle von Grenzen für die Entstehung sozialer Ordnung. Die Erforschung von Grenzwerken und ihren Grenzgängern (seien es nun Hexen, Fremde, Kriminelle oder Manager) läuft damit auf eine Untersuchung von Formen sozialer Ordnung hinaus (Gambetta 2009: xx f.). Für die Soziologie ist deshalb nicht nur der Teufel interessant, der uns über die paradoxen Unwägbarkeiten des Beobachtens informiert (Luhmann 1990: 118 ff.), sondern auch die Hexe, die nicht umsonst mit dem Teufel paktiert und gleichsam auf der Grenze tanzt, die er unweigerlich durch seine Beobachtung setzt. Mit anderen Worten erzeugt der Teufel die Muster (*patterns*) des Beobachtens, während die Hexe die *Matrix* der Beobachtung erkennbar macht.<sup>25</sup> Sie hat ein Wissen über den Boden, in den die Zaunpfähle eingelassen werden und über Zaun selbst, auf dem sie nicht nur sitzt, sondern auf dem sie auch umherwandern kann, um ihn zu erkunden. Unser Problem ist in ebendiesem Sinne die Erkundung des Zauns und seines Bodens und erst in zweiter Linie die ihn auf der einen oder anderen Seite begleitenden Identitäten. Studien zu sozialen Grenzen zeigen recht deutlich, dass soziale „Zäune“ nicht eindimensional wie Linien sind, sondern vielmehr wie Netzwerke aussehen und ihren ei-

25 Die Unterscheidung zwischen *pattern* (mit Bezug auf lat. *pater*), dem verbindenden Muster, und *matrix* (mit Bezug auf lat. *mater*), dem Nährboden für dieses Muster, geht auf Heinz von Foerster (2002: 182 f.) in Anlehnung an Gregory Bateson zurück.



genen topologischen Raum erzeugen (Adams 1980; Aldrich 1971; Barth 1969; Leach 1976; Rumford 2006; Simmel 1992; Smith 1972; Tilly 2005; Turner 1977; Walters 2006). Die vorangehenden Überlegungen sollte man daher als Versuch betrachten, die Möglichkeiten einer Untersuchung solcher Grenzwerke weiter treiben zu können und dabei zu verfeinern. Nicht die eine oder die andere Seite einer sozialen Grenze, sondern die Grenze selbst und die Art und Weise, wie sie eine Ordnung von Identitäten und Relationen hervorbringt, wird zum Gegenstand.

Soll also „Relation“ ein Grundbegriff sein, wird man auch Grenzen diesen Status geben müssen. Der Gegenbegriff von „Relation“ ist dann nicht mehr „Element“, sondern „Grenze“. Wie System und Umwelt oder Kontrolle und Identität sind auch Grenze und Relation zwei Seiten einer Unterscheidung. Während wir mehr und mehr zu entdecken beginnen, dass Grenzen ein relationales Phänomen sind (Lamont/Molnár 2002, Tilly 2005), fehlte uns bislang noch eine entsprechende Beweisführung, dass Relationen erst durch Grenzen möglich werden. Aufgrund der empirischen Faszination der soziologischen Grenzforschung für das Treffen von Unterscheidungen (denen man mit der Setzung eigener Unterscheidungen begegnet), lag es in dieser Hinsicht nah, auf eine Theorie der Unterscheidung zu setzen, die die unmittelbare und zirkuläre Verknüpfung von Grenzen und Relationen deutlich machen kann. Eine solche Theorie ergänzt gleichsam das an den Anfang gestellte Zitat von Alfred Korzybski um einen entscheidenden Punkt: Existieren heißt, relationiert zu sein; aber jeder Relationierung liegt eine Unterscheidung zu Grunde, die das Relationierte als zwei oder mehr Seiten *einer* Unterscheidung gegeneinander abgrenzt. Auf dieser Grundlage kann jede soziale Grenze als Grenzwerk rekonstruiert werden: als Relationierung von Unterscheidungen im Medium des Sinns, die eine mehrdimensionale Ordnung sichtbar werden lässt und als Struktur beobachtet werden kann.

## Literatur

- Abbott, Andrew, 1995: „Things of Boundaries“, in: *Social Research* 62 (4): 857-882.
- Abbott, Andrew, 2001a: *Chaos of Disciplines*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Abbott, Andrew, 2001b: *Time Matters. On Theory and Method*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Abbott, Andrew, 2007: „Against Narrative: A Preface to Lyrical Sociology“, in: *Sociological Theory* 25 (1): 67-99.
- Adams, J. Stacy, 1980: „Interorganizational Processes and Organization Boundary Activities“, in: Barry M. Staw/Larry L. Cummings (Hrsg.), *Research in Organizational Behavior*, vol. 2. Greenwich, CT: JAI Press: 321-355.
- Aldrich, Howard, 1971: „Organizational Boundaries and Inter-organizational Conflict“, in: *Human Relations* 24 (4): 279-293.

- Alexander, Jeffrey C. 2007: „The Meaningful Construction of Inequality and the Struggles Against It: A „Strong Program“ Approach to How Social Boundaries Change“, in: *Cultural Sociology* 1: 23-30.
- Arrow, Holly/Joseph E. McGrath, 1995: „Membership Dynamics in Groups at Work: A Theoretical Framework“, in: Barry M. Staw/Larry L. Cummings (Hrsg.), *Research in Organizational Behavior*, vol. 17. Greenwich, CT: JAI Press: 373-411.
- Baecker, Dirk, 2005: *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barth, Fredrik, 1969: „Introduction“, in: Fredrik Barth (Hrsg.), *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference*. Bergen: Universitetsforlaget: 9-38.
- Bateson, Gregory, 2000: *Steps to an Ecology of Mind*. Chicago and London: The University of Chicago Press.
- Bateson, Gregory/Mary Catherine Bateson, 1993: *Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt, 1995: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Beck, Ulrich/Christoph Lau (Hrsg.), 2004: *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre, 1982: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breiger, Ronald L., 2008: „Dualities of Culture and Structure“. Exposé prepared for the International Symposium on Relational Sociology: Transatlantic Impulses for the Social Sciences, Berlin, 25/26 September. Online: <http://www.relational-sociology.de/breiger.pdf> (letzter Zugriff am 19.01.10).
- Burt, Ronald S., 1992: *Structural Holes. The Social Structure of Competition*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Cooper, Robert, 1986: „Organization/Disorganization“, in: *Social Science Information* 25 (2): 299-335.
- di Nola, Alfonso, 1990: *Der Teufel. Wesen, Wirkung, Geschichte*. München: Diederichs.
- Douglas, Mary, 2002: *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*, London and New York: Routledge.
- Duerr, Hans Peter, 1983: *Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Eigmüller, Monika/Georg Vobruba (Hrsg.), 2006: *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Emirbayer, Mustafa, 1997: „Manifesto for a Relational Sociology“, in: *American Journal of Sociology* 103 (2): 281-317.
- Fischer, Claude S., 1982: *To Dwell Among Friends. Personal Networks in Town and City*. Chicago und London: The University of Chicago Press.
- Foerster, Heinz von, 1981: *Observing Systems*. Seaside, CA: Intersystems.
- Fuchs, Stephan (2001a): „Beyond Agency“, in: *Sociological Theory* 19 (1): 24-40.
- Fuchs, Stephan (2001b): *Against Essentialism. A Theory of Culture and Society*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Fuhse, Jan, 2009: „The Meaning Structure of Social Networks“, in: *Sociological Theory* 27 (1): 51-73.
- Gambetta, Diego, 2009: *Codes of the Underworld. How Criminals Communicate*. Princeton & Oxford: Princeton UP.
- Garfinkel, Harold, 1967: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Glanville, Ranulph, 1990: „The Self and the Other: the Purpose of Distinction“, in: R. Trappl (Hrsg.), *Cybernetics and Systems '90, Proceedings of the European Meeting on Cybernetics and Systems Research*. Singapur: World Scientific: 349-356.
- Hannan, Michael T./John Freeman, 1989: *Organizational Ecology*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Havelock, Eric A., 1963: *Preface to Plato*. Oxford: Blackwell.
- Hernes, Tor, 2004: „Studying Composite Boundaries: A Framework of Analysis“, in: *Human Relations* 57 (1): 9-29.
- Hirschhorn, Larry/Thomas Gilmore, 1992: „The New Boundaries of the ‚Boundaryless‘ Company“, in: *Harvard Business Review*, May-June: 104-115.

- Karafilidis, Athanasios, 2009: „Entkopplung und Kopplung. Wie die Netzwerktheorie zur Bestimmung sozialer Grenzen beitragen kann“, in: Roger Häußling (Hrsg.), *Grenzen von Netzwerken*, Wiesbaden: VS Verlag: 105-131.
- Karafilidis, Athanasios, in Vorb.: *Soziale Formen. Methodologie, Kommunikation, Differenzierung*. Dissertation Universität Witten/Herdecke.
- Knoke, David/Song Yang, 2008: *Social Network Analysis*. 2nd Edition. Los Angeles et al.: Sage.
- Korzybski, Alfred, 1994 [1933]: *Science and Sanity. An Introduction to Non-Aristotelian Systems and General Semantics*. Fifth Edition. Brooklyn, NY: Institute of General Semantics.
- Lamont, Michèle/Marcel Fournier (Hrsg.), 1992: *Cultivating Differences. Symbolic Boundaries and the Making of Inequality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle/Virág Molnár, 2002: „The Study of Boundaries in the Social Sciences“, in: *Annual Review of Sociology* 28: 167-195.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Laumann, Edward O./Peter V. Marsden/David Prensky, 1983: „The Boundary Specification Problem in Network Analysis“, in: Ronald S. Burt/Michael J. Minor (Hrsg.), *Applied Network Analysis. A Methodological Introduction*. Beverly Hills: Sage: 18-34.
- Leach, Edmund, 1976: *Culture and Communication: the logic by which symbols are connected. An Introduction to the use of structuralist analysis in social anthropology*. Cambridge: Cambridge UP.
- Lindemann, Gesa, 2009: *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück.
- Long, Jeffrey G., 1999: „How Could the Notation be the Limitation?“ in: *Semiotica* 125-1/3: 21-31.
- Lorrain, François/Harrison C. White, 1971: „Structural Equivalence of Individuals in Social Networks“, in: Samuel Leinhardt (Hrsg.), *Social Networks. A Developing Paradigm*. New York et al.: Academic Press, 1977: 67-98.
- Luckmann, Thomas, 1970: „On the Boundaries of the Social World“, in: Maurice Natanson (Hrsg.), *Phenomenology and Social Reality. Essays in Memory of Alfred Schutz*. The Hague: Martinus Nijhoff: 73-100.
- Luhmann, Niklas, 1971: „Sinn als Grundbegriff der Soziologie“, in: Jürgen Habermas/Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp: 25-100.
- Luhmann, Niklas, 1975: „Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie“, in: ders., *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, 4. Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991: 9-20.
- Luhmann, Niklas, 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1990: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maturana, Humberto R., 1981: „Autopoiesis“, in: Milan Zeleny (Hrsg.), *Autopoiesis: A Theory of Living Organization*. New York: Elsevier North Holland: 21-33.
- Mead, George Herbert, 2002: *The Philosophy of the Present*. Amherst, NY: Prometheus.
- Merton, Robert K., 1968: „On Sociological Theories of the Middle Range“, in: ders., *Social Theory and Social Structure, Enlarged Edition*, New York: The Free Press, 1968: 39-72.
- Nippert-Eng, Christena, 2005: „Boundary Play“, in: *Space and Culture* 8 (3): 302-324.
- Ruesch, Jürgen/Gregory Bateson, 1987: *Communication: The Social Matrix of Psychiatry*. New York, London: W.W. Norton.
- Oliver, Christine, 1993: „Organizational Boundaries: Definitions, Functions, and Properties“, in: *Canadian Journal of Administration Science* 10 (1): 1-17.
- Platt, Robert, 1989: „Reflexivity, recursion, and social life: elements for a postmodern sociology“, in: *Sociological Review* 37 (4): 636-667.
- Pool, Ithiel de Sola/Manfred Kochen, 1978: „Contacts and Influence“, in: *Social Networks* 1: 5-51.
- Rumford, Chris, 2006: „Introduction. Theorizing Borders“, in: *European Journal of Social Theory* 9 (2): 155-169.

- Scott, John, 2000: *Social Network Analysis. A Handbook*, Second Edition, London et al.: Sage.
- Santos, Filipe M./Kathleen M. Eisenhardt, 2005: „Organizational Boundaries and Theories of Organization“, in: *Organization Science* 16 (5): 492-508
- Simmel, Georg, 1989: „Über sociale Differenzierung“, in: Georg Simmel, Gesamtausgabe Band 2, herausgegeben von Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 109-295.
- Simmel, Georg, 1992: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg, 1999: „Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel“, in: Georg Simmel, Gesamtausgabe Band 16, herausgegeben von Gregor Fitzi und Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 209-425.
- Smith, David Horton, 1972: „Organizational Boundaries and Organizational Affiliates“, in: *Sociology and Social Research* 56 (4): 494-512.
- Smith, Tammy, 2007: „Narrative Boundaries and the Dynamics of Ethnic Conflict and Conciliation“, in: *Poetics* 35: 22-46.
- Spencer-Brown, George, 1994: *Laws of Form*. Portland: Cognizer.
- Star, Susan Leigh/James R. Griesemer, 1989: „Institutional Ecology, ‚Translations‘ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907-1939“, in: *Social Studies of Science* 19: 387-420.
- Strassoldo, Raimondo, 1982: „Boundaries in Sociological Theory: A Reassessment“, in: ders./Giovanni Delli Zotti (Hrsg.), *Cooperation and Conflict in Border Areas*. Milano: Angeli: 245-271.
- Thompson, James D., 1967: *Organizations in Action. Social Science Bases of Administrative Theory*. New York et al.: McGraw-Hill.
- Tilly, Charles, 1998: *Durable Inequality*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Tilly, Charles, 2004: „Social Boundary Mechanisms“, in: *Philosophy of the Social Sciences* 34 (2): 211-236.
- Tilly, Charles, 2005: *Identities, Boundaries, and Social Ties*. Boulder, CO: Paradigm.
- Turner, Victor W., 1977: *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure*. Ithaca, NY: Cornell UP.
- Udy, Stanley, 1967: *Organization of Work: a comparative analysis of production among nonindustrial peoples*. New Haven: HRAF Press.
- Varela, Francisco J., 1975: *A Calculus for Self-Reference*, in: *International Journal of General Systems* 2: 5-24.
- Varela, Francisco J., 1979: *Principles of Biological Autonomy*. New York: North Holland.
- von Foerster, Heinz, 2002: *Der Anfang von Himmel und Erde hat keinen Namen*. Berlin: Kadmos.
- Walters, William, 2006: „Border/Control“, in: *European Journal of Social Theory* 9 (2): 187-203.
- Wasserman, Stanley/Katherine Faust, 1994: *Social Network Analysis: Methods and Applications*. Cambridge: Cambridge UP.
- Wellman, Barry, 1988: „Structural Analysis: From Method and Metaphor to Theory and Substance“, in: Barry Wellman/Steve D. Berkowitz (Hrsg.), *Social Structures: A Network Approach*. Cambridge: Cambridge UP: 19-61.
- White, Harrison C., 1966: *Notes on Coupling-Decoupling*. Harvard University, Social Relations Department, Cambridge, Mass.
- White, Harrison C., 1981: „Where Do Markets Come From?“ in: *American Journal of Sociology* 87 (3): 517-547.
- White, Harrison C., 1982: „Interfaces“, in: *Connections* 5 (1): 11-20.
- White, Harrison C., 1990: „Interview with Harrison C. White“, in: Richard Swedberg, *Economics and Sociology. Redefining their Boundaries: Conversations with Economists and Sociologists*. Princeton, NJ: Princeton UP: 78-95.
- White, Harrison C., 1992: *Identity and Control. A Structural Theory of Social Action*. Princeton, NJ: Princeton UP.
- White, Harrison C., 1995: „Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences“, in: *Social Research* 62 (4): 1035-1063.

- White, Harrison C., 2002: *Markets from Networks. Socioeconomic Models of Production*. Princeton: Princeton UP.
- White, Harrison C., 2008: *Identity and Control. How Social Formations Emerge*. Princeton: Princeton UP.
- White, Harrison C./Scott A. Boorman/Ronald L. Breiger, 1976: „Social Structure from Multiple Networks. I. Blockmodels of Roles and Positions“, in: *American Journal of Sociology* 81 (4): 730-780
- Yan, Aimin/Meryl Reis Louis, 1999: „The Migration of Organizational Functions to the Work Unit Level: Buffering, Spanning, and Bringing Up Boundaries“, in: *Human Relations* 52 (1): 25-47.
- Zerubavel, Eviatar, 1991: *The Fine Line. Making Distinctions in Everyday Life*. Chicago: The University of Chicago Press.